

Das Spiel von Genf

Vor und hinter den Kulissen der Völkerbundversammlung zu erwarten ist

Am 10. September tritt in Genf die 15. Versammlung des Völkerbundes zusammen und gleichzeitig wird auch der Völkerbundsrat tagen. Die soeben veröffentlichte Tagesordnung enthält nur einen hochpolitischen Punkt, den Antrag der polnischen Regierung über den Abschluß einer allgemeinen Konvention zum Schutz der Minderheiten. Alles andere sind geschäftlich nächster Dinge, von denen vielleicht nur die Erziehung dreier nichtständiger Ratmitglieder zu einer politischen Debatte führen kann. China, Panama und Spanien scheiden aus. Der letztgenannte Staat genießt das Recht der Wiederwählbarkeit. Es wird vielleicht notwendig sein, die Ansprüche der wütenden Bewerber auszugleichen. Aber sonst: Ergänzung des Völkerbundsstatutes, um ihn in Einklang mit dem Vattel von Paris (Kellogg-Pakt) zu bringen, Bericht des Internationalen Komitees über den Flüchtlingschutz, Ernennung von drei Mitgliedern der Kontrollkommission, Verlängerung des Mandats der Studienkommission für europäische Zusammenarbeit, jenes Gebildes, das das besondere Stiefkind des Herrn Herriot ist, und schließlich wieder einmal der Konflikt zwischen Bolivien und Paraguay, mit dem man in Genf praktisch nichts anzufangen weiß. Dazu die Regularien, die Entgegennahme des Berichts des Generalsekretärs. Wirklich, es könnte eine geruhige Sitzung in Genf werden.

Tatsächlich wird man wahrscheinlich heiße Köpfe bekommen. Die Frage, von der die 15. Völkerbundversammlung ihr charakteristisches Gepräge bekommen wird, steht überaus nicht auf der Tagesordnung, weil sie noch nicht für die geschäftsordnungsmäßige Behandlung reif und in Kulturgebüden soweit vorbereitet werden muß, daß man sie nachher in das Licht der öffentlichen Plenarversammlung bringen kann. Aber alle Welt weiß natürlich, daß Frankreich auf dieser September-Tagung die Ausnahme Sowjetrußlands in den Völkerbund durchsetzen möchte. Paris hat darüber mit dem Moskauer Freunde ganz bestimmte Abmachungen getroffen, Abmachungen, die wahrscheinlich auch gewisse Zugeständnisse an die besondere bolschewistische Mentalität der Sowjets enthalten und die ihnen manche politischen Fragen und Antworten ersparen sollen. In Paris aber wie in Moskau weiß man, daß bei einem großen Teil der Völkerbundsstaaten, die ja noch nicht einmal alle ordentliche diplomatische Beziehungen zu Sowjetrußland unterhalten, nicht nur keine Begeisterung für das neue Mitglied besteht, daß man sogar eine heftige Abneigung gegen seine Aufnahme empfindet und mindestens nicht geizig sein wird, diese Aufnahme durch eine Korrektur der Formalien nun auch noch zu erleichtern. Der heftigste Widerstand scheint in der Schweiz selbst, dem Lande, das der Gastgeber des Völkerbundes ist, zu bestehen. Es wird aller diplomatischen Künste des Herrn Barthou bedürfen, um Herrn Litwinow den Weg in die Liga der Nationen zu ebnen.

Mit dem Eintritt Sowjetrußlands in den Völkerbund möchte Herr Barthou gleichzeitig seine Ostpolitik planen um den entscheidenden Schritt weiter vorwärts zu treiben. Damit wird es vielleicht noch größere Schwierigkeiten haben. Polen ist in den letzten Wochen, die eine gewisse Konfliktstimmung gegen Frankreich brachten, durchaus nicht geneigt, die von vornherein sehr kühl aufgenommenen Verhandlungen des als Beitrittsvertrag kritisierten Ost-Vertrages zu

Spendet



für das Hilfswerk Mutter und Kind

akzeptieren. Und damit — von dem deutschen Widerstreben abgesehen — fallen die vorläufigen und lediglich theoretischen Zustimmungserklärungen Finnlands, Estlands und Lettlands in sich zusammen, sodas von den neun Staaten, die für den Ostpakt vorgezogen waren, nur vier übrig bleiben: Frankreich, Sowjetrußland, Litauen und die Tschechoslowakei. Herr Barthou wird trotzdem in Genf noch einmal seine Ueberredungskünste spielen lassen. Aber es hat nicht den Anschein, als würde es das Konzert seiner Politik grundsätzlich verderben, wenn er damit keinen Erfolg hat, denn der französisch-russische Bündnisvertrag, der dann an die Stelle des Ostpaktes treten würde, scheint ja schon fertig unterworfen zu sein, und es würde eine gewisse Ironie darin liegen, wenn er etwa hinter den Fächer von Friedensbeteuerungen und Phrasen von europäischer Gemeinschaft trübenden Begrüßungsreden für das neue Völkerbundsmitglied Sowjetrußland abgeschlossen werden würde.

Aber das alles sind sozusagen inoffizielle Genfer Themen, deren interessantestes Verhandlungsstadium sich hinter den Kulissen abspielt, während im Rampenlicht wahrscheinlich nur die etwaigen Ergebnisse erscheinen. Dagegen wird sich von vornherein die Behandlung des pol-

nischen Minderheitenantrages in der Öffentlichkeit des Plenums vollziehen. In den Friedensverträgen haben jederzeit die Nachfolgestaaten gewisse Minderheiten-schutzverpflichtungen eingehen müssen. Polen hat schon immer den Wunsch gehabt, sie auf alle Völkerbundsmitglieder auszudehnen, und der jetzigen Versammlung liegt ein formulierter Antrag in diesem Sinne vor. Er ist den übrigen europäischen Großmächten, vor allem Frankreich und Italien, sehr wenig angenehm. Aber auch Staaten wie Dänemark, Belgien und Spanien, die gewisse nationale Minderheiten einschließen, sind wenig erbaud von ihm und dürften opponieren. Vor allem aber wird bei Sowjetrußland, das fast die Hälfte seiner Bevölkerung unter den Begriff der nationalen Minderheiten einstellen muß, heftige Abneigung gegen die Uebernahme von Minderheitenschutzverpflichtungen, wie sie den Nachfolgestaaten auferlegt sind, bestehen. Man kann aber annehmen, daß Polen die Anerkennung dieser Verpflichtungen als Vorbedingung seiner Zustimmung zur Aufnahme Rußlands in den Völkerbund machen wird. Auf jeden Fall werden sich zu diesem Problem außerordentlich interessante Debatten in Genf ergeben.

Deutschland hat früher schon einmal erklärt, daß es der Idee des polnischen Vorschlages durchaus sympathisch gegenüberstehe. Es ist, nachdem es im Oktober 1933 aus den bekannten Gründen den Völkerbund verließ, auf der diesjährigen Tagung nicht vertreten. Es wird mit Ruhe und Gelassenheit den Auseinandersetzungen in Genf folgen können. Unmittelbarer und lebhafter wird es daran interessiert sein, zu beobachten, was herauskommt, wenn Herr Knox dem Völkerbundsrat seinen Antrag unterbreitet, ihm bei der Anwerbung von 2000 Polizisten für das Saar-gebiet zu helfen. Herr Knox hat nämlich bisher bei den Staaten, an die er sich wandte, wenig Gegenliebe gefunden. Offenbar hat man nirgends den Wunsch, die eigenen Landeslieder zu Bütteln eines doch recht ansehnlichen Regimes herzugeben, und es ist bezeichnend, was eine große Schweizer Zeitung, die die etwaige Zurverfügungstellung von Schweizer Polizeikräften sehr ruhig und sachlich erörterte, abschließend dazu schrieb: „Vieber nicht!“

Humor und Satire

Operation. Die kleine Lotte mußte sofort operiert werden. Man versprach ihr, wenn sie sich dran hielte, ein Händchen. Als Lotte nach der Operation wieder zu sich kam, leuchtete sie: „Hände kriegen tut aber verdammt weh.“

Im Alpenhotel. Ober, hat der Engländer von Nummer 4 irgend eine Bemerkung über die Rechnung? — „Nein, Herr Direktor, er sucht noch im Wörterbuch nach den passenden Ausdrücken!“

Macht der Gewohnheit. Das Telefonfräulein ging in die Küche und schloß während der Predigt ein. Als dann der Pfarrer verkündigte: „Wir singen jetzt Nummer 768!“ — „Nummer 769“ erwachte sie und sagte automatisch: „Nummer dreizehn! Rufen Sie später noch mal an!“

Verdienst. Gurke grinst veranlagt. „Was freust du dich, Gurke?“ — „Habe soeben zehn Mark verdient.“ — „Bravo! Womit?“ — Gurke strahlt: „Bin an einer Wiege vorbeigekommen. In der Wiege stand ein Schild: ‚Betreten bei fünf Mark verdolten.‘ — Und?“ — „Da bin ich schnell zweimal darüber gelaufen, ohne daß es jemand gesehen hat.“

Kindermund. „Wißt du mal auf Ontels Knie treten, Säuschen?“ — „Nein, lieber auf einem richtigen Esel!“



Verheerung C. Kermann, Romanzentrale Stuttgart

10) Er sah sie schon von weitem am Fenster stehen. In ihrem weißen losen Wollkleid, das in weichen Falten den Leib umschloß, erschien sie ihm wie eine Märchenfee, denn das blonde krause Haar, auf das gerade ein Sonnenstrahl fiel, sah wie eine leuchtende Goldkrone über dem süßen Gesicht.

Tropfen ging er nicht rascher, sondern verlangsamte eher den Schritt. Er fühlte plötzlich eine Schwere in den Füßen und Bangigkeit im Herzen.

Wie würde sie es aufnehmen? Und was dann, wenn sie nicht wollte, rundweg nein sagte? Aber es mußte eben sein! Wenn sie ihn wahrhaft liebte, mußte sie seine Lage jetzt endlich doch begreifen!

Und mit einem Male war ihm, als sei alles, was er ihr heute mitzuteilen hatte, gleichsam ein Bräustein ihrer Liebe und als könne die nun und nimmer verlagern.

Seine Stirn glättete sich, sein Schritt wurde rascher, Mut und Zuversicht kamen wieder. Ein Liedchen vor sich hinstummelnd, stieg er, zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinauf.

Margaret erwartete ihn mit ausgebreiteten Armen. Sie begrüßten einander, als hätten sie sich ein Jahr lang nicht gesehen.

Drin im Esszimmer stand der gedeckte Tisch, wie immer festlich anzusehen, olendend weißer Damast, blinkendes Silber, schlanke geschliffene Gläser. In der Mitte eine Kristallschale mit weißen Chrysanthemen. Am Kamin brannte ein Feuer, denn trotz des Sonnen-

scheins war die Luft schon herblich kühl. Als sie eintrat, trug Mica, das Hausmädchen, pünktlich das Essen auf.

All dies berührte Wladko angenehm und erfüllte ihn mit Stolz. Ja, sein Heim hatte einen feinen vornehmen Anstrich. Die Seinen würden staunen. Dergleichen verstanden sie nicht... noch nicht. Dazu gehörte alte Kultur, durch Generationen geschulter Geschmack, wie ihn die Deutschen hatten. Die Kultur der jugoslawischen Nation war noch jung.

Dabei im Jeglichaus zu Spillersdorf aßen sie auf Wachsstock, wenn sie unter sich waren, und selbst Matijas Frau, Mica, die doch ein Jahr lang in Paris gewesen, deckte den Tisch nur dann mit Blumen und Silber, wenn sie Gäste erwartete.

Auch die Speisen, die unter Margarets Aufsicht bereitet wurden, waren erlesen und fein zubereitet; dabei jede Schüssel mit besonderer Sorgfalt angerichtet.

Er aß mit gutem Appetit. Margaret erzählte inzwischen, was sie tagsüber gemacht. Die blaue Wiegendekke war endlich fertig gemorden. Und das spinnwebfeine Tüchchen, an dem sie nun schon seit Tagen strickte, auch. Dann hatte sie mit Mica die Trauben vom Spalier genommen und an Schnüren ins nordseitige Fenster der Speisekammer gehängt...

Wladko hörte lächelnd zu. Ihre Stimme war so weich und tief; sie klang ihm immer wieder wie Musik ins Ohr.

Als Mica dann den schwarzen Kaffee in kleinen silbernen Mokkashalen brachte, ließ Margaret eifrig ins Nebenzimmer, um ihm Marastino und Zigaretten dazu zu holen.

Ja, es war schön, verheiratet zu sein! „Wie ein Pascha mit sieben Köpfschweifen komme ich mir vor, wenn du mich so verwöhnt, Margareta!“ sagte er, sich behaglich in den Klubfessel ausstreckend und den Kopf an ihre Brust lehrend, denn sie saß dicht neben ihm auf

der Armlehne des Stuhles.

Plötzlich aber richtete er sich hastig wieder auf und sagte in völlig verändertem Ton:

„Richtig, ich habe dir ja eine Neuigkeit mitzuteilen, Margaret: wir bekommen morgen Besuch!“

„Besuch — wir?“ Sie starrte ihn betroffen an. Langsam wich die Farbe aus ihrem Gesicht, während eine tolle Hoffnung in ihr aufstieg. Wer konnte zu ihnen kommen? Wer sonst als — ihre Mutter? Sie hatte zwar kein Sterbenswort von den Eltern gehört seit ihrer Flucht, und auch wiederholte Briefe an die Eltern waren ohne Antwort geblieben. Aber vor einiger Zeit hatte sie abermals geschrieben und der Mutter mitgeteilt, daß sie ein Kind erwarte — vielleicht hatte diese Nachricht das Mutterherz doch gerührt... und...

„Wer, Wladko? Wer?“ rief sie erregt heraus „Liska Grahornig!“

Margaretas Gestalt sank schlaff in sich zusammen. Ein Ausdruck grenzenloser Enttäuschung überflog ihr Gesicht.

„So? Liska?“ sagte sie dann gleichgültig. „Ist sie denn in Laibach?“

„Sie kommt erst zu uns — morgen. Du mußt alle ein Zimmer für sie zurecht machen lassen.“

„O — sie wird bei uns wohnen?“

„Ja, natürlich. Wo sonst? Wenn sie doch eigens unseretwegen kommt!“

„Hast du sie denn eingeladen?“

„Nicht direkt. Aber du weißt ja wohl, daß wir ihr damals beim Abschied sagten, sie würde uns jederzeit willkommen sein. Es war einfach eine Pflicht der Dankbarkeit, Margaret, nachdem sie uns damals, als wir heirateten, so treu und selbstlos beistand. Das siehst du ja wohl ein, Margaret, nicht?“

„O... ja!“

(Fortf. folgt.)

Sitte und Brauchtum

Bäuerliches Brauchtum erwacht

Eine ausgeprägte Pflege der Sitten und Gebräuche findet man heute nur noch in verhältnismäßig wenigen Gegenden Deutschlands. Obwohl in bestimmten Gebieten am Altbergrachten noch sehr festgehalten wird, was bis z. B. äußerlich im Tragen der Trachten und der Ausübung alter Gewohnheiten zeigt, droht doch auch die bäuerliche Bevölkerung mehr und mehr der Zivilisation zum Opfer zu fallen. Besonders in der Zeit vor und nach der Krise, also in einem Zeitabschnitt der Mechanisierung, Industrialisierung und Landflucht sind diese inneren Werte der Menschen überleben und misachtet worden. Der unheilvolle Einfluß der marxistischen Regierungen der Nachkriegszeit, die das „Heil“ des Volkes in der Zusammenballung von Menschen in großen Städten sahen, hat dahin geführt, daß der Mensch dem Boden entwurzelt. In der Entwurzelung der Menschen vom Boden, der proletarisierung, sah der Marxismus kein bestes Mittel, denn der Bauer hatte dem Internationalismus leibhaftig den härtesten Widerstand entgegengebracht.

Beispiele dafür, daß die Zivilisation ab und ab schon an der alten Bauernkultur nagt, sind die Verhältnisse in Friesland. In Nordfriesland, wo auf den Inseln der schleswig-holsteinischen Küste die Hausfrauen noch heute täglich ihre Trachten tragen, zeigen die Wohnräume der Menschen noch heute ihre alte, schöne Ausgestaltung. Sie werden als Heiligtum gehalten. Anders ist es dagegen bei den Nordfriesen des Festlandes. Hier findet man von der alten Kultur fast nichts mehr. Die Trachten sind verschwunden und die alten Sitten und Gebräuche werden nicht mehr geübt.

So kann selbst ein hartes Bauernvolk zugrunde gehen, wenn die Eigenarten der Heimat nicht gepflegt werden.

Im Mittelpunkt der Heimatpflege muß der Mensch stehen. Er muß mit seinem Boden, seinem Heim, alten Sitten und Gebräuchen verwurzelt sein. Welch ungeheure östliche Werte liegen in dieser alten traditionellen bäuerlichen Kultur! Sie ist der Lebensquelle, aus dem heute jedes Volk in natürlicher Entwicklung hervorgegangen ist.

In der Erkenntnis der großen Bedeutung der Pflege alter Bauernkultur, Eigenart und Sitte hat nun der Reichslandwirtschaftsminister Darre den Referenten im Amt für Agrarpolitik bei der Reichsleitung der NSDAP, Dr. Erwin Wegner, zum Sonderbeauftragten für Pflege des bäuerlichen Brauchtums, für Sitte und Gestaltung ernannt. Brauchtum — welches gutes deutsches Wort. Sitte, Gestaltung, Eigenart des bäuerlichen Lebens finden ihren Ausdruck in dem Wort Brauchtum, das in seiner Gesamtheit der beste Ausdruck enger Naturverbundenheit bedeutet. Wenn man das Bauertum als den einzigen Lebensquell der Nation in seinem Kern erhalten will, dann darf man das Eigenleben der bäuerlichen Bevölkerung, wie es sich in den althergebrachten Umgangsformen, der Einrichtung der Lebensweise ausdrückt, nicht fördern, sondern muß vielmehr beibringen, sie zu erhalten und zu fördern. Wenn in den vielen Gegenden z. B. das Erntedankfest das Tragen

der Trachten, die Pflege der Einrichtungen von Bauernhäusern sehr in den Hintergrund gestellt worden sind, so muß heute dieses Brauchtum wieder gepflegt werden.

Siedlungen und Häuser müssen die enge Heimat und den Lebensraum für die Familie verfesten. Sie sollen das innere Leben der Menschen widerspiegeln. Deshalb darf man sie nicht als tote Werke betrachten, sondern als lebendige Teile der Menschen und der Heimat. Die Gehaltungsfreudigkeit vereint mit instinktivem Formen- und Farbengefühl, die unlernten Vorbildern eigen war, verband die Menschen mit der Heimat, dem Boden, und machte sie eins mit dem Lebendigen ringsum.

„Etwas Festes muß der Mensch haben, daran er zu Anker liege, etwas, das nicht von ihm abhängt, sondern davon er abhängt.“

Aber nicht nur das allein. Der Bauer muß sich als solcher fühlen. Das kann er wohl, wenn er in sich selber das Bewußtsein aufbringt, ein königlicher Bauer zu sein. Dann wird er auch als solcher angesehen, niemand wird wagen, über ihn zu lächeln. Erst wenn er selber fühlt, daß er Bauer ist und in seiner ganzen Handlungs- und Lebensweise eine Bauernart zeigt, in dem Brauchtum, Sitte und Gestaltung als natürliches Leben zum Ausdruck kommt, kann in ihm ein Ständebewußtsein

aufkommen und zu innerem Erlebnis werden und alle anderen Stände werden vor dem Bauern Achtung empfinden.



Bäuerin aus Jettburg bei Tübingen

Wochentagsnamen

Dem germanischen Bauern der Herbezzeit war die Dauer und Einteilung des Jahres landwirtschaftlich geordnet. Der heidnische Kalender mußte durch kirchliche Beeinflussung der Staatsgewalt dem christlichen Kalender weichen. Aber die altheidnische Volksseele lebt zum guten Teil bis heute fort. So sind von den sieben deutschen Wochentagen, die den sieben Wochentagen den Namen gegeben hatten, noch fünf in unserer Benennungswelt am Leben. Jeder die deutschen Wochentage gibt Professor Kochholz in seinem Werk „Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit“ eine auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaute Schilderung, die unseren Ausführungen zugrunde liegt.

Sonntag, Sünneabend, ist der Tag der Sunna. Diese Göttin durchwandert zusammen mit den Göttern Rodan und Halbdr allgegenwärtig die Welt, um die Heiligkeit auszuüben. Das gotische Sunna und das althochdeutsche Sunna haben männliches Geschlecht, ein so wehrhaftes Geschlecht wie das der Germanen beginnt auch die Götterreihe nicht mit weiblicher Herrschaft. Der Germane leitet sein Ältestes Bodenrecht aus die Sonne zurück, und sein eigenes Bestehen, das er keinen anderen Oberherren als Gott und der Sonne zu danken hat, nannte er Sonnenlehen; der Festgreifende nimmt daher die Sonne zum Zeugen. — Sonntagsfester sind Glückfester, Sonntagsheiligung ist mit bösen Folgen bedroht.

Der Montag ist der Hingelmann der Woche. Der Mond, gotisch Mena, althochdeutsch Mono, wird der „her mane“ genannt, weil er in den langen Winternächten des Nordens das herr-

sche Götter ist. Der Landwirt bevorzugt den Montag, um Gemüse zu pflanzen, Kartoffeln zu stecken, Aue anzujäten, die Wiesen zu düngen, denn der Mono übt besonderen Einfluß auf Kraut und Gras aus. Der „blaue Montag“ ist der in der Ruhe des Feiertages begangene Fastentag, einen Tag „blau“ machen, heißt ihn arbeitslos hinzubringen.

Der Dienstag erinnert an den germanischen Kriegsgott Tiu, dessen Namen ursprünglich den im Himmel wohnenden Lichtgott bezeichnet, der den Sonnenstrahl verleiht, um damit die harte Erde zu öffnen. Dann wird Tiu zum Gott des blitzschnellen und dithellen Schwertes. Der Krieg wird als ein durch ein Gottesurteil zu entscheidender Prozeß gedacht; so scheint nachmals in Jius Schatz auch das öffentliche Recht gestellt worden zu sein, und auf einen Wochentag waren die Gerichtstage angedraht. In der ehemaligen Ansprache hieß sowohl die Streitfrage als auch das Gericht selbst das Ding. Der niederländische Dienstag heißt auch wittlich Dingstag. Ein daher rührendes Wortspiel betrifft das Verdingen der Diensthöfen: man sagt iprichtwörtlich: Diensten lieben gern am Dienstag um.

Den Mittwoch hatten die Germanen dem Göttervater Wotan geheiligt; er heißt altnorddeutsch Wotanestag, langobardisch Wodanestac, holländisch Woensdag, westfälisch Saunodag. Gott Wotan war ein Wankerschüler, der ihm geweihte Tag muß also ein Glückstag sein. Die christliche Kirche hat diesen heidnischen Glückstag „graulich“ gemacht und der Mittwoch wurde zum Kerktag, zum Unglückstag. Am Mittwoch hat Judas Ischariot den Heiland verraten, am Mittwoch läßt man seine Ehe einsegnen, kein Kind taufen.

Der Donnerstag war, da der Mittwoch dem Göttervater Wotan heilig war, seinem Sohn Donar geweiht. Um den heidnischen Tag zu vergessen zu machen, verlegte die Kirche mehrere ihrer höheren Kirchenfeste auf Donnerstag, wie das Fest des Gründonnerstags und des Fronleichnamfestes. In den Wortzusammensetzungen verdrängt der Name Donner den Begriff und diente als Schelt- und Beteuerungsformel. Don (Gots) Donner und Bliz, Donnerweiser, Donnerohr! Man nennt das „heidnisch fluchen“ und erkennt mithin selbst noch die heidnische Herkunft. Der Donnerstag ist der beliebteste Hochzeitstag. Von Alters her werden die Jahr- und Viehmärkte am Donnerstag abgehalten.

Der Freitag ist nach der germanischen Schöpfungsgeschichte und Liebesgöttin Freya benannt, freien ist heiraten. Die heidnischen Himmelsfrau und heidnische Himmelsblumen und Heilkräuter nachbenannt, die dann auf die christliche Himmelsfrau Maria übertragen worden sind. Die Kirche hat vielfach den Freitag sozusagen verrufen und die heidnische Tradition vernichtet. Der heilige Abt Pirminius sagt: Beim Heiraten den Freitag beobachten ist Teufelsdienst. Am Freitag unternimmt man kein neues Geschäft, bezieht man keine neue Wohnung, läßt man keinen Diensthöfenwechsel eintreten. Durch die Freitagssperre bestimmt man die bis zum Sonntag voraus.

Der Sonnabend oder der Samstag schließt die Woche. Er ist der Vortag vom Sonntag, dem Tag der Sunna, so daß mit einem Sonntag die Woche beginnt und schließt. Auf dem Lande ist der Sonnabend der Tag des Aufräumens und Reinemachens. Flug und Wagen wird unter Dach gebracht, kein Werkzeug soll draußen bleiben. Aechte und Käse zu sparen den Velen nicht. Milch- und Küchengeschirr wird gründlich gekehrt und gereut. Samstag nennt man auch mancherorts Sollenstag, Frauen-Sullenstag; der Name weist auf die Göttin Hölle oder Hulda oder auch Bertha hin, denen das Spinnrad geweiht ist. Am Sonnabend muß jede Spinnerin ihre Aunfel leergepönnen haben. Aus dem Bertha-Rhythmus sind manche Jüge in die Marienlegende übergegangen: am Samstag ist die Mutter Gottes geboren.

Volksgesitt

Von Dr. Schröghamer-Heindl

Jedes Volk hat einen anderen Geist. Nur müssen wir, um Mißverständnisse vorzubeugen, zunächst feststellen, daß nicht alles, was heute aus Frankreich, England oder Deutschland kommt, französischen, englischen oder deutschen Volksgesitt atmen muß; denn heute denken sich die staatlichen und völkischen Grenzen nicht mehr. Dazu kommt, daß ein gewisser Internationalismus die Unterschiede schon zu vernichten sucht; man will einen allgemeinen Völkerverein, um desto leichter im Trüben fischen zu können. Diesem Zweck dient der Wilsonsche Völkerverein, der nichts anderes ist als eine Aktiengesellschaft zur wirtschaftlichen Ausbeutung und Anbahnung der bisher freien Völker.

Volksgesitt ist nicht etwa eine bloße Einbildung, sondern eine sehr wirkliche Sache, wirklicher als die Volksmasse. Denn der Geist ist's, der allem Lebendigen zugrunde liegt oder, wie die Schrift sagt: „Lebendig macht.“ Je nachdem ein Volk seinem Geiste, also seiner Wesensgrundlage, nachlebt oder entgegenstrebt, je nachdem er sich nach oben oder abwärts, denn der Geist macht nicht bloß lebendig, sondern auch tot, was dann der Fall ist, wenn man seinen eigenen Geist aufgibt und einen fremden annimmt.

Der Geist eines Volkes ist kein Etwiges, Eingeborenes, Unwandelbares. Aufgabe eines Volkes ist es diesem angeborenen Geiste nachzuleben.

Daß jedes Volk einen andern Geist hat, beweisen die Unterschiede in der Wesensart der verschiedenen Völkervölker. Diese Unterschiede leugnen, wäre Widerspruch. Sie zeigen sich ja schon äußerlich in der Einrichtung der menschlichen Kassen und Völker. Der Deutsche ist anders als der Franzose oder der Engländer. Auch die Ausprägungen des Geistes in den Werken der Kultur wie im Lebenswandel sind verschieden. Überall wird der besondere Volks-

geist lebendig; ein deutscher Dom ist etwas anderes wie eine chinesische Pagode oder ein maurisches Minarett.

Ein Völkerverein im Sinne einer allgemeinen Gleichmachung der Völker ist schon deshalb undenkbar, weil der Volksgesitt überall ein anderer ist. Je näher sich die Völker geistlich leben, desto unger kann sich ihr zwischenstaatliches Verhältnis gestalten. Und die Forderung in einem solchen wahren Völkerverein darf nicht der brutalen Uebermacht im Stofflichen, sondern dem Volk mit dem besten Volksgesitt zufallen. Dieser Geist allein ist geeignet und fähig, lebendig zu machen; denn hier wirken göttliche Kräfte.

Der wahren deutschen Volksgesittes Eigenschaften waren bis heute: Einfachheit, Treue, Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, Gemeinsamkeit, Sittlichkeit — alles Eigenschaften, die wir als uraltes Vätererbe überkommen haben, die uns an- und eingeboren sind. Nur sind sie heute allzusehr vom Judentum überwuchert, der unser Volk zerlegen und verderben will. Judas will Gottes Tod im deutschen Wesen. Er will den ewigen Deutschen austilgen und einen ewigen Juden aus ihm machen. Götterdämmerung: Das Göttliche, dessen geborener Träger der arische Mensch bislang war, soll gänzlich ausgerottet werden. Deutscher, wehre dich gegen Gottes Tod in dir! Fällt Gott in dir, so fällt du selbst. Laß dich nicht weiter verführen, sondern führe selbst! Denn dein Geist ist von Gott. Sieh zu, daß der alte Volksgesitt wieder in dir lebendig werde. Dann wirst du, dir selber treu, Eigenwohl und Weltwohl. An deinem Wesen soll ja die Welt genesen. Diesen Völkerverein will Gott. Und du bist berufen, ihn zu verwirklichen.

Herausgeber: Landesbauernschaft Württemberg
Verantwortlicher Schriftleiter:
Dr. Immanuel Schäfer, Stuttgart, Kesslerstr. 1



Hohenloher Bauer

